

Die Reise war reine Logistik - Fahrt zum Flughafen - Check-in - Warten am Gate: Routine. Vier Flugstunden lang schlief ich das Schlafdefizit der letzten Wochen weg. Um dreiundzwanzig Uhr stand ich in München. Monika wartete am Ausgang. Kurze Umarmung, wortlose Erschöpfung, dann die nächtliche Fahrt zur Mühle.

Am nächsten Morgen, zehn Uhr, das Meeting. Logistisch fehlerfrei vorbereitet, die KI-Dossiers griffbereit, die ersten Sätze meiner Eröffnungsrede im Kopf millimetergenau austariert. C. kam natürlich zehn Minuten zu spät. M. schlenderte draußen über den Hof, als hätte die Ewigkeit gerade erst begonnen. Die Mutter saß pflichtbewusst als Erste am Tisch. Monika sowieso.

Als die beiden den Raum betraten, wirkten sie wie kaugummikauende Vorstadt-Cowboys. Lässiges Schlendern, provokante Nonchalance.

Ein visuelles *Hallo, die Gans, was kost' die Welt?* Sie ließen sich breit grinsend in die Stühle fallen. Ein herausfordernder Blick in die Runde.

Ich stellte das Aufnahmegerät demonstrativ in die Mitte der Tischplatte. „Hat jemand was dagegen?“ Kein Nicken. Keine Regung. Monika hatte bereits alle Handys eingesammelt. Es würde nur diese eine Aufnahme geben. Bestimmt für jeden Anwesenden. Ein sauberer, dokumentarischer Rahmen. Dachte ich.

„Einige grundsätzliche Punkte ganz zu Beginn“, eröffnete ich die Runde. „Nämlich die Frage, ob hier überhaupt noch jemand an einem autarken Krisenwohnsitz interessiert ist.“

M. schüttelte den Kopf. Augenkühl. „Für mich ist das Projekt gescheitert. Das wissen alle.“ Feindseligkeit ab Sekunde eins.

C. wand sich ein wenig im Stuhl. Das Pokerface saß schlecht. „Kommt drauf an“, meinte er lakonisch. „Ich habe wenig Zeit. Eine Stunde pro Woche vielleicht.“ Eine fahrige Handbewegung, die Coolness signalisieren sollte. „Aber J. macht schließlich auch nichts.“

„Können wir uns darauf einigen, dass wir friedlich als Familie zusammenleben und gemeinsame Ziele wie die Autarkie verfolgen?“

Ein synchrones Schulterzucken. Eher nein.

Großartig. Ich beschloss, sie bei einem der zentralen Ethikpunkte der Avalis-Ideologie zu packen. Dem freien Willen. Der war laut ihrer eigenen Lehre unbedingt zu respektieren.

„Können wir uns darauf einigen, dass das für jeden hier gilt?“

„Ja, klar“, stimmten die Cowboys im Chor zu. „Freier Wille – extrem wichtig.“

Großer Gott.

„Nun gut“, fuhr ich fort. Ich war mir meiner Sache immer noch sicher. Bereit, sie kollektiv aus den Latschen kippen zu lassen. „Wann wolltet ihr uns eigentlich darüber informieren, dass die Mühle von Avalon übernommen werden soll?“

Stille. Eine kurze Stille. Viel zu kurz.

„Was?“, prustete C. los. Er drehte sich grinsend zu M. um. „Wie, Avalon übernimmt die Mühle? Verstehst du das?“

„Was für ein Schwachsinn“, beeilte sich M. zu sekundieren. „Was für eine Avalon-Übernahme!“

„Wieso Avalon? Was soll der Quatsch?“ C. fing jetzt ernsthaft an zu lachen. „Wir sind keine Esoteriker. Wir glauben nicht an so einen Dreck.“

„Nein, wirklich nicht“, pflichtete M. ihm bei. Die Mundwinkel verächtlich nach unten gezogen.

„Ich halte überhaupt nichts von Esoterik.“

„Aber ihr seid mit Priesterinnen liiert“, wandte ich ein. Es klang phantasielos. Ich spürte, wie meine sorgfältig konstruierte Gesprächsstrategie wie trockener Sand durch meine Finger rann. Ich hatte schlicht auf ganzer Linie falsch kalkuliert.

C. lachte schallend auf.

„Du fährst am Sonntag in den Urlaub nach Schottland“, setzte ich an, klammerte mich an die nackten Fakten. „Vielleicht geht es zum Handfasting.“ So hießen die rituellen Avalis-Hochzeiten in den Dossiers.

„Handfasting? Waaas?“, grölte C. jetzt laut. „Was soll das denn bitte sein?“

„Vielleicht heiratest du dort einfach“, sagte ich.

C. kriegte sich vor Lachen nicht mehr ein. „Was für ein ausgemachter Schwachsinn. Ich heirate nicht und ich mache erst recht kein Handfasting.“ Er amüsierte sich köstlich.

„Auf was du so alles kommst“, schüttelte M. den Kopf. „Wer hat dir diesen ganzen Unsinn erzählt? Mühle übernehmen. Handfasting. Avalon. Dieses Esoterik-Zeug interessiert uns überhaupt nicht.“ Er hob die Hand. Deutete mit einem drohenden, starren Blick direkt auf mich. Als fiel es ihm erst jetzt ein: „DU bist doch hier der Esoteriker. Ha!“

„Ja, genau“, stimmte C. sofort zu. Er sah mich an wie ein Streifenpolizist, der mich gerade bei einer massiven Geschwindigkeitsübertretung ertappt hatte. „Du bist schließlich derjenige, der mit einer Astrologin verheiratet ist.“

Auf diese Weise ging es weiter. Sechs Stunden lang.

Alles, was ich vorbrachte, wurde mit höhnischem Gelächter quittiert. Absolute Gleichgültigkeit auf der Gegenseite. Sie scherten sich nicht im Geringsten darum, dass sie sich wie die letzten personifizierten Mittelfinger aufführten – sie kultivierten diesen Zustand regelrecht als ihre neue, unantastbare Komfortzone.

Zwischendurch bestellten wir Essen. Der Irrsinn kaute mit. Die beiden machten unmissverständlich klar, dass an einem ernsthaften Gespräch kein Interesse bestand. Sie machten sich auf die übelste, gemeinste und böseste Art über das Thema lustig. Über mich. Über die ganze Familie. Und ich saß da wie ein völliger Idiot. Ich konnte damit nicht umgehen. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich nicht bloß mit menschlicher Dummheit konfrontiert, mit aufgeblasener Arroganz oder deplatzierten Ansprüchen, die ich aus meinen Busfahrer-Zeiten kannte. Das hier war etwas völlig anderes. Es war die reinste Niedertracht.

Trotzdem gab ich nicht auf. Egal, wie dummdreist sie sich verhielten: Ich bemühte mich nach Kräften, eine sinnvolle Debatte zu erzwingen. In der absurden Hoffnung, dass meine Worte diese Betonköpfe irgendwann doch noch erreichen würden. Ich erklärte ihnen den Unterschied zwischen Esoterik und Spiritualität. Ein Riesenfehler. Sie fanden das so komisch, dass sie sich die Bäuche hielten und gar nicht mehr aufhören konnten zu lachen.

Später versuchte ich es mit Nostalgie. Ich ließ die Vergangenheit auferstehen. Erinnernte sie daran, wie gut wir uns einst verstanden hatten. Wie außergewöhnlich unsere Familie war, wie weit jenseits dessen, was bei anderen ablief. Ich stieß auf taube Ohren.

Ich zerpflückte ihre Argumentation über J.s angebliche Faulheit. Ich redete wie mit Kleinkindern: „Bei Siemens arbeiten Entwickler. Das sind diejenigen, die die Maschinen erfinden, die ihr zum Waschen, Kochen oder Bauen benutzt. Die stehen nicht auf der Baustelle. Die machen sich überhaupt nicht schmutzig. Oft findet man sie in der Kaffeeküche oder sieht sie durch die Flure schlendern, während sie gedanklich an einem technischen Problem arbeiten. Und sie bekommen mehr Geld als die, die die Maschinen physisch bauen. Warum wohl?“

Grenzenloses Unverständnis stierte mich aus leeren Augen an.

„Denkt an den Mann, der die Waschmaschine erfunden hat“, dozierte ich weiter. „Ein Typ, der es nicht ertragen konnte, seine Mutter unter größter körperlicher Anstrengung die Wäsche schrubben zu sehen. Er suchte nach einer Lösung, um ihr das Leben zu erleichtern. Das war die Geburtsstunde

der Waschmaschine. Heute werden täglich abertausende davon gebaut, basierend auf seiner Idee. Wer hat nun die Lösung für das Problem gefunden, das alle Familien seit Anbeginn der Zeit hatten? Ohne diese eine Idee würde niemand damit Geld verdienen. Kein Arbeiter hätte einen Job.“ Ich kam mir vor wie ein Pfleger in der geschlossenen Abteilung. Ich sah herausfordernd von einem zum anderen. Die Mutter nickte pflichtbewusst. Monika wartete gespannt auf eine Reaktion aus der Dummheits-Fraktion.

M. verzog seltsam den Mund, wankte auf seinem Stuhl hin und her, als würde in den Hirn-Windungen Schwerstarbeit geleistet. Das Ergebnis war ernüchternd: „Richtige Arbeit ist das Einzige, was zählt.“ Mehr war aus diesem primitiv programmierten Schaltkreis nicht herauszuholen.

„Und was ist jetzt mit der Waschmaschine?“, schaltete sich C. ein, bei dem der Inhalt der letzten zehn Minuten wohl gerade im Oberstübchen angekommen war. „Sollen wir etwa eine Waschmaschine erfinden?“

„Wir haben doch schon eine.“

Es war zum In-die-Tischkante-Beißen.

Dass ich angesichts eines solchen geistlosen Vakuumgebrabbels immer noch glaubte, irgendwo bei diesen Klonen einen Funken Verstand freilegen zu können, ist mir heute völlig schleierhaft. Damals fühlte ich mich wie ein Kämpfer an der letzten Frontlinie. Ich suchte verzweifelt nach einem Anker. Nach irgendeiner echten Reaktion, die die innere Beziehung zu meinen Brüdern wiederherstellen würde. Um sie aufzuwecken. Wie ich dieses Wort hasste.

Aber es war exakt so: Ich sprach zu Schlafwandlern. Sie spuckten ein paar auswendig gelernte Stenzen aus, ohne zu begreifen, worum es ging. An der Wahrheit hatten sie kein Interesse. Sie saßen die Zeit bloß ab, damit man ihnen später nicht vorwerfen konnte, sie hätten sich der Aussprache verweigert.

Sie agierten wie böartige Gnome, derer man nicht habhaft werden konnte. Sie wichen aus, flüchteten vor jeder logischen Konsequenz und legten falsche Fährten im Dickicht ihrer eigenen Ignoranz. Ich führte einen psychologischen Stellungskrieg gegen ein geisterhaftes Kollektiv, das sich diebisch darüber amüsierte, wie ich mich an seiner künstlichen Begriffsstützigkeit abarbeitete. Dann endete das Slapstick-Theater.

Am Ende wurde es noch richtig feindselig.

Monika erklärte mit fester Stimme, dass sie von nun an nie wieder für M. und seine Dame kochen würde. „Es gibt von eurer Seite weder ein Wort des Dankes noch sonst irgendeine Form der Wertschätzung“, sagte sie ruhig.

M. blickte abfällig auf sie herab. „Was soll ich daran denn auch wertschätzen? Das ist keine Arbeit. Echte Arbeit findet auf der Baustelle statt. Nur echte Arbeit kann ich wertschätzen.“

„Und was genau ist in deinen Augen echte Arbeit?“, hakte Monika nach.

„Auf der Baustelle! Steine schleppen. Mauern hochziehen.“ M. erhob sich auf seine ein Meter fünfundneunzig. Er taxierte Monika von oben herab, mit eisiger, kalkulierter Abscheu. „Aber dich... dich kann ich beim besten Willen nicht wertschätzen. Im Gegenteil. Am liebsten würde ich dich umbringen.“

Er stand einfach nur da. Blickte siegessicher und vollkommen kalt in die Runde.

„Das war's für mich“, sagte er knapp. „Wir müssen jetzt zum Tischtennis.“

Er klopfte C. auf die Schulter. „Komm, Bro.“

Gemeinsam verließen sie fröhlich pfeifend den Raum.